



Richard von Weizsäcker

Reden bei der Festveranstaltung
aus Anlaß der Ernennung
von Dr. Richard von Weizsäcker
zum Ehrenbürger der Universität Stuttgart
18. Dezember 1995

Hrsg. von Heide Ziegler

Reden und Aufsätze
herausgegeben im Auftrag des Rektorats der Universität Stuttgart
von Jürgen Hering

Redaktion:

Prof. Dr.-Ing. Gerhard Kohn
Prof. Dr.-Ing. Andreas Reuter
Prof. Dr. phil. Herwarth Röttgen
Prof. Dr.-Ing. Werner Schiehlen



1996.11957

© Universitätsbibliothek Stuttgart 1996
Postfach 10 49 41, D-70043 Stuttgart
Telefon (07 11) 1 21-22 22; Telefax 1 21-35 02
Satz und Druck: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart
ISSN 0940-0710
ISBN 3-926269-19-7

Inhalt

Vorwort	7
<i>Heide Ziegler</i> Begrüßung	9
<i>Manfred Rommel</i> Grußwort der Stadt Stuttgart	13
<i>Helmut Schmidt</i> Laudatio	15
<i>Richard von Weizsäcker</i> Danksagung	23
Chronologische Übersicht aller Ehrenbürger	29

Vorwort

Am 18. Dezember 1995 wurde Richard von Weizsäcker bei einem Festakt im Weißen Saal des Stuttgarter Neuen Schlosses, in dem der Altbundespräsident vor 75 Jahren geboren wurde, die Urkunde überreicht, mit der er zum Ehrenbürger der Universität Stuttgart ernannt wurde. Die Begründung auf der Urkunde lautet:

„Sein unabhängiges, vorurteilsfreies und mutiges Eintreten für eine humane und freiheitliche Ordnung des Gemeinwesens und sein wachsame und kritisches Verhältnis zur deutschen Geschichte machen ihn zum Vorbild für alle Mitglieder der Universität Stuttgart.“

In seinen Dankesworten lieferte der Altbundespräsident den unmittelbaren Nachweis für das Zutreffen dieser Begründung: mutig, kritisch und wachsam warnte er vor einem Verlust an Allgemeinbildung in den Universitäten der Bundesrepublik Deutschland. Er wollte damit vor allem vor einer allzu großen Spezialisierung innerhalb der Studiengänge warnen und den Geist Humboldts in dem Sinne beschwören, daß eine akademische Ausbildung auch heute noch oder gerade heute wieder Charakterbildung bedeuten sollte.

Ähnlich nannte Altbundeskanzler Helmut Schmidt in seiner Laudatio – bei einem Rückblick auf das politische Leben des Altbundespräsidenten – Richard von Weizsäcker einen Repräsentanten der „guten Deutschen“. Frei von Provinzialität und doch seiner Herkunft verpflichtet, parteienunabhängig und in der Sache engagiert – der Altbundeskanzler und kongenial langjährige politische Kontrahent zeichnete in seiner Darstellung des Altbundespräsidenten mit dem Bild des guten das eines großen Deutschen. Die Universität Stuttgart dankt Helmut Schmidt für seine Rede.

Sie dankt auch Manfred Rommel, Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart, deren Ehrenbürger Richard von Weizsäcker ebenfalls ist, daß er die Hand dazu reichte, die städtische mit der akademischen Ehrenbürgerwürde Richard von Weizsäckers zu verbinden und dessen Rang als eines Vorbilds für das Gemeinwesen, als das ihn die Universität Stuttgart sieht, zu bestätigen.

Stuttgart, im April 1996

Heide Ziegler



Foto: Eppler

Heide Ziegler

Begrüßung

Wir haben gerade den ersten Satz eines Klavierkonzerts von Chopin gehört, welches das Akademische Orchester der Universität Stuttgart Ihnen zu Ehren, verehrter Herr Dr. von Weizsäcker, intensiv gestaltet. Ein Klavierkonzert rahmt den herausgehobenen Pianisten oder die herausgehobene Pianistin; das Orchester aber bleibt unabdingbar. Sie alle, meine Damen und Herren, sind für das Gelingen der heutigen Veranstaltung ebenso unabdingbar. Lassen Sie mich Sie alle daher in diesem Sinne zusammen begrüßen: eine Universität ist eine Gemeinschaft, und Sie mögen sich heute alle als Teil dieser Gemeinschaft empfinden.

Warum will die Universität Stuttgart Richard von Weizsäcker zu ihrem Ehrenbürger ernennen? Vielleicht ist es sinnvoll, wie in der Wissenschaft durchaus üblich, die Frage erst zu beantworten, nachdem ich die *falschen* Gründe ausgeschlossen habe.

Einmal: Ich glaube nicht, daß es einer Universität ansteht, den *Politiker*, besser: den *Parteipolitiker* Richard von Weizsäcker zu ehren. Universitäten sind parteiunabhängige, autonome Institutionen. Dies sieht das Grundgesetz für sie vor. Einen über den Parteien stehenden *Alt-Bundespräsidenten* aber kann und darf eine Universität als sich verwandt empfinden.

Dann: Wir versprechen uns von der Ehrenbürgerschaft Richard von Weizsäckers keine materiellen Vorteile. Wie ich schon vor fast zwei Jahren bei der Verleihung der ersten Ehrenbürgerwürde nach dreißig Jahren an Herrn Professor Merkle sagte, gilt uns der Ehrenbürger als eine Symbolfigur, als Vorbild.

Schließlich: Obwohl wir durch die Zusage Richard von Weizsäckers, die Ehrenbürgerwürde annehmen zu wollen, als Universität insgesamt geehrt sind, wollen wir doch deshalb nicht etwas Besonderes sein. Vielmehr soll uns das Vorbild Richard von Weizsäckers Ansporn sein, etwas Besonderes zu *werden*.

Das heißt: wir haben Richard von Weizsäcker die Ehrenbürgerwürde allein deshalb angetragen, weil wir ihn – wie unseren Ehrenbürger Hans Lutz Merkle – zu einem herausgehobenen Mitglied unserer Universität, zu einem der Unsrigen machen wollen. Wir ehren Sie dabei, Herr Altbundespräsident,

nicht als Juristen, sondern Sie sind uns ein Vorbild für jene im eigentlichen Sinne universitären, fachübergreifenden und überfachlichen Tugenden, auf denen allein eine dauerhafte und fruchtbare Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden gründen kann.

Ich möchte nachfolgend genau *sieben* dieser Tugenden nennen, *virtutes* im antiken Sinne: Formen der Tüchtigkeit, des Mutes und der Durchsetzungsfähigkeit, der Tatkraft und der Standhaftigkeit:

- I. Sie haben sich immer ein Urteil gebildet, das sich zuerst an der Sache orientierte und dieser auf jeden Fall gerecht werden wollte. Dies galt für Sie gerade und auch in der Politik. Darum waren Sie – und hierin war man sich bei Ihrem Ausscheiden aus dem Amt einig – ein „großer“ Bundespräsident. Diese Sachorientiertheit ist aber zugleich auch die akademische Grundtugend.
- II. Sie sind den Dingen immer auf den Grund gegangen, haben das Eigentliche, die Wahrheit hinter den allzu vertrauten Erscheinungsformen gesucht, haben vieles kritisch in Frage gestellt und sich von eigenen Vorurteilen und Vorurteilen immer frei zu machen versucht. Sie haben etwa – als Mitglied der CDU – im Frühjahr 1972 für die Ratifizierung der Ostverträge plädiert und sie letztlich durchgesetzt. Eine solche Vorurteilslosigkeit ist nie vorgegeben; sie muß immer wieder von neuem errungen werden. Sie ist auch als eine wissenschaftliche Tugend immer wieder, täglich neu einzufordern.
- III. Sie haben Ihre Einsichten und Ansichten immer *begründet* und das als richtig Erkannte klar und verständlich formuliert. Sie haben dabei aber nicht nur den Mut und das Selbstvertrauen gehabt, dieses Richtige beim Namen zu nennen, sondern es gelang Ihnen auch, Ihre Botschaft mit Überzeugungskraft und Autorität zu vermitteln, das heißt: ihr Akzeptanz zu verschaffen. Ich denke etwa an ihr Votum – nach der Wiedervereinigung – für die Hauptstadt Berlin, deren Regierender Bürgermeister Sie von 1981–84 gewesen waren. Ich wünschte mir, daß mehr Wissenschaftler und Wissenschaftspolitiker diese Fähigkeit hätten, eine solche Akzeptanz für das als richtig Erkannte zu erzielen.
- IV. Sie haben sich immer mit aktuellen und wesentlichen Fragen und Themen auseinandergesetzt, welche die Menschen angingen und welche sie umtrieben. Als Sie als Regierender Bürgermeister nach Berlin kamen, galt die Stadt als schier unregierbar; sie war durch Hausbesetzungen, Bauskandale, Korruption und Filz in den Schlagzeilen. Sie haben

die Atmosphäre in der Stadt verändert, sie entspannt und versachlicht. An der Universität wäre etwa eine vergleichbare Aufgabe, die Studienbedingungen für alle Studierenden vernünftig und erfolversprechend zu gestalten, das Umfeld akzeptabel und die Leistungs- und Prüfungsanforderungen transparent zu machen.

- V. Sie sind auf die Menschen zugegangen, haben das Gespräch gesucht und dem Gegenüber den Eindruck vermitteln können, daß Sie ihm zuhören, ihn verstehen wollten und verstanden. Oft hat Sie hier die Rolle der Intellektuellen interessiert, besonders das Verhältnis von Kultur und Politik, sowohl zueinander als auch gegeneinander. Sie haben Kultur im eigentlichen Wortsinn verstanden, abgeleitet von *colere*: hegen und pflegen, abwarten können – oder auch im geistigen Sinne als: ausbilden und veredeln. *Cultum*, das Partizip Perfekt des lateinischen Verbs, meint alles, was nicht vernachlässigt ist. Auch Universitäten müssen Stätten der Aufmerksamkeit sein, im wissenschaftlichen wie im menschlichen Sinne. Wenn Sie etwa das Gespräch mit Studenten im In- oder Ausland gesucht haben, haben Sie dies im Humboldtschen Geiste getan, im Sinne der Charakterbildung, die immer das Ergebnis uneigennütziger Aufmerksamkeit des Erfahrenen dem Jüngeren gegenüber ist.
- VI. Sie haben den Deutschen insgesamt Orientierung und Werte gegeben und ihnen zugleich das Gefühl für eine klare Hierarchie der Werte vermittelt. Hier sollen nun Ihre Reden erwähnt werden, auch, aber nicht nur Ihre Rede zum 40. Jahrestag des Kriegsendes am 8. Mai. Man hat gesagt, daß gerade diese Rede, *die Rede schlechthin*, wie sie genannt worden ist, die Deutschen und ihre Vergangenheit in ein neues Verhältnis gebracht habe – und daß diese Rede deshalb Ihre größte Tat gewesen sei. Lassen Sie mich aber zumindest *eine* weitere Ihrer Reden erwähnen, die meines Erachtens Ähnliches leistet: Ihre Rede über Friedrich den Großen am 17. August 1986, als sich der Todestag des preußischen Königs zum zweihundertsten Mal jährte. Die Rede trägt den Untertitel: „Geschichte und Mythos“, und in ihr haben Sie mit Ihrer Darstellung der Gestalt Friedrichs des Großen den Hang der Deutschen, Aufklärungsbewußtsein und Irrationalität, Idealismus und Härte miteinander zu verbinden, angesprochen. Das heißt: Sie haben die Spannung zwischen diesen gedanklichen und emotionalen Polen in einer einzelnen Gestalt aufgezeigt – ein personifiziertes „Königtum der Widersprüche“, welches aber diese Spannung aushielt und damit zum historischen Leit-

bild wurde. Vielleicht ist es ein deutsches, wenn auch sicherlich nicht nur ein deutsches Phänomen: daß wir – im Guten wie im Bösen – immer wieder auf den *einzelnen* setzen. Sie, verehrter Herr Altbundespräsident, haben uns in *Ihrer* Person gezeigt, wie wir die *unser* Jahrhundert prägende Spannung zwischen Vergangenheit und Zukunft aushalten müssen, aber auch aushalten können. Hier sind Sie für alle Deutschen beispielhaft geworden, also auch für uns.

- VII. Sie haben immer über den Tag hinaus gedacht und längerfristige Ziele nie aus den Augen verloren. Hier darf ich an Ihre klugen und fairen Vorschläge zum – zuweilen gewiß schwierigen – Umgang der Parteien miteinander erinnern, die gerade in diesen Tagen wieder besonders bedacht werden sollten. Wir müssen bereit sein, aus unserer immerhin schon 50jährigen Tradition des demokratischen Umgangs miteinander zu lernen, schneller zu lernen als in der Vergangenheit. Schneller zu lernen ist aber auch eine Aufgabe, der sich im wissenschaftlichen Bereich heute jede Universität stellen muß. Wenn wir von Ihnen, sehr verehrter Herr Altbundespräsident, lernen könnten, diesen wissenschaftlichen Prozeß verantwortungsbewußt zu einem gesellschaftlichen zu machen, dann wäre Ihre Ehrenbürgerschaft vor allem eine wissenschaftspolitische Herausforderung für unsere Universität und darüber hinaus für die Wissenschaft insgesamt.

Die sieben von mir genannten Tugenden, welche Richard von Weizsäcker auszeichnen, sind auch akademische Tugenden. Sie, verehrter Herr von Weizsäcker, haben diese Tugenden nicht im akademischen Leben, sondern in der Politik angewandt, haben aber gerade damit ihre generelle Tragfähigkeit bewiesen.

Manfred Rommel

Grußwort der Stadt Stuttgart

Ich überbringe die Grüße der Landeshauptstadt Stuttgart, die bereits die Ehre hat, Sie, verehrter Herr von Weizsäcker, zu ihren Ehrenbürgern zu zählen. Wir freuen uns sehr über diese Auszeichnung durch unsere Universität. Ich empfinde es immer als einen besonderen Vorzug, wenn ich in diesem Weißen Saal des Neuen Schlosses, – in dessen Außenmauern noch das Geld der Stadt Stuttgart steckt, das sie aufwenden mußte, um den Fürsten von Ludwigsburg wieder nach Stuttgart zu bringen und welches unstrittig das Geburtshaus von Herrn von Weizsäcker ist, – wenn ich also in diesem Schloß sprechen kann. Das ist nicht selbstverständlich. Ich bin dem Herrn Minister für diesen Akt der Toleranz dankbar.

Clausewitz hat geschrieben: „In der Strategie ist alles einfach, aber darum nicht sehr leicht“. Das gilt auch für die Politik – besonders in der Demokratie. Die Demokratie ist eine Staatsform, die die Kritik an den Regierenden nicht nur duldet, sondern ermutigt und organisiert. Es ist nicht leicht damit umzugehen. Leicht fällt es aber manchen zu glauben, weil dies so sei, sei in diesem Staate viel falsch. Doch wer sich an die Diktatur erinnert, der weiß, wie übel es ist, wenn in einem Lande nicht kritisiert werden kann. An der Spitze des demokratischen Staates fällt es Politikern schwer, Ansehen und Vertrauen zu erwerben, und besonders, Ansehen und Vertrauen zu behalten. Es ehrt uns, daß heute zwei Persönlichkeiten hier sind, denen dies gelungen ist.

Verehrter Herr Altbundespräsident, die Stadt Stuttgart ist schon sehr stolz, daß Sie unser Ehrenbürger sind; etwas Glanz fällt damit auch auf die Stadt Stuttgart. – Wir haben ihn auch nötig.

Die wichtigste und zugleich die schwierigste Leistung ist es, glaubwürdig zu bleiben. Glaubwürdig zu bleiben, ist für einen Politiker deshalb schwierig, weil es erfordert, die Wahrheit zu sagen. Nun wird einem die Wahrheit aber häufig dennoch nicht geglaubt. Man muß sie also so sagen, daß sie auch angenommen wird. Im Meinungskampf neigen die Politiker dabei manchmal natürlich zu Übertreibungen. Auch ich habe mich solcher Übertreibungen schuldig gemacht. Aber im Kern ist es doch wichtig, daß man den Bürger dadurch ehrt, daß man ihm auch dann die Wahrheit sagt, wenn er nicht bereit ist, sie gerne anzuhören.

Hegel hat an vielen Stellen geschrieben, daß die Wahrheit im Ganzen läge. Universum ist ja auch das zu einer Einheit zusammengefaßte Ganze, und auch die Universität hat die Aufgabe, daß Ganze zusammenzudenken. Heute begegnet uns die Welt zumeist in pulverisierter Form; bei der Analyse wird soviel Aufwand getrieben, daß für die Synthese dann oft die Kraft fehlt. Wir reden zwar viel von der Informationsgesellschaft, aber wir sind uns nicht ganz sicher darüber, was wir damit meinen. Allerdings besteht kein Zweifel daran, daß quantitativ immer mehr Informationen verbreitet werden.

Ich habe mir von der Universität sagen lassen, daß heute eine Datenverarbeitungsmaschine einen Zeitraum von 1 Milliardstel Sekunde wahrnehmen kann – der Mensch aber nur einen Zeitraum von 1/30 Sekunde – Oberbürgermeister höchstens von 1/10 Sekunde. Das gibt einer Maschine schon eine gewaltige quantitative Überlegenheit. 1 Milliarde Sekunden sind 30 Jahre – mehr als 30 Jahre. Umgerechnet bedeutet dies, daß in einem Zeitraum, den der Mensch gerade noch wahrnehmen kann, die Maschine rund ein Jahr Zeit hat, um ihre Gedankenarbeit zu leisten. Ich hoffe, daß sie es tut.

Heute besteht in der Tat die Gefahr, daß das Technische und das Ökonomische sich selbst vom Mittel zum Zweck befördern. Und hier dagegenzuhalten, nicht nur in der Wissenschaft, auch in der Theorie, und die Dinge auf das Ganze zurückzuführen – das ist das Verdienst bedeutender Persönlichkeiten, die wir zum Glück in der Politik gehabt haben und ich hoffe auch weiterhin haben werden. Ich darf Ihnen, verehrter Herr von Weizsäcker, nochmals die herzlichen Glückwünsche der Stadt und auch meine eigenen überbringen.

Helmut Schmidt

Laudatio

Heute wird in Stuttgart, in Schwaben, ein Preuße geehrt – und ein Hanseat darf dazu ein Wort des Lobes sagen – welche eine illustrative Konstellation! Illustrativ, weil sie ein weiteres Mal bei aller Vielfalt der Deutschen doch die Gemeinsamkeit des Schicksals erkennbar macht.

Aber ist Richard von Weizsäcker wirklich ein Preuße? Nein, so wird einer antworten; nein, denn er ist hier in Stuttgart, oben unter dem Dach dieses Hauses geboren, Sproß einer württembergischen Familie von Theologen und Juristen.

Gleichwohl, so könnte ein anderer antworten, gleichwohl ist er doch ein Preuße; denn schließlich ging er in Berlin zur Schule, er wurde Fahnenjunkер und Offizier im Preußischen Regiment, nämlich im Infanterieregiment Graf 9 zu Potsdam, später wurde er Berliner Bürgermeister, und heute wohnt er ganz bewußt und mit politischer Absicht wieder in Berlin.

Wenn einer das moralische und das politische Pflichtbewußtsein Weizsäckers verstanden hat, so mag er ihn für einen Preußen halten, freilich für einen Preußen im Sinne Immanuel Kants oder Theodor Fontanes oder des Freiherrn vom Stein und Wilhelm von Humboldts.

Wenn aber Preußen – von manchen ausländischen Autoren verkannt und sogar verketzert – eine Pflanzstätte von Rechtsstaat und von Toleranz gewesen ist, in der Zeit Friedrichs II. von einzigartiger Glaubens- und Gewissensfreiheit, so sind es doch andererseits Friedrich Schiller und Friedrich Hölderlin, welche für Schwaben stehen, für ein Stammland des schöpferischen Geistes, ein Stammland des liberalen und rebellischen Geistes, aber auch der religiösen Frömmigkeit.

Richard von Weizsäcker hat von alledem etwas. Mit seinem ausgeprägten Bewußtsein für Geschichte und Verantwortung, das ihn in den zehn Jahren seines Amtes als Bundespräsident zu einem geistigen Leuchtturm und Wegweiser hat werden lassen, ist er in seiner Person eine glückliche Symbiose der besten Tugenden, ebenso der geistigen und der religiösen Werte, die unter uns Deutschen Geltung haben.

Weil aber doch Albrecht Dürer aus Nürnberg kam, Johann Sebastian Bach aus Thüringen, Gotthold Ephraim Lessing aus der Lausitz, Goethe aus

Frankfurt, Heinrich Heine aus Düsseldorf oder Thomas und Heinrich Mann aus Lübeck – so bleibt es letztlich reichlich gleichgültig, ob wir den heute zu Ehrenden einen preußischen Schwaben oder einen schwäbischen Preußen nennen.

Denn so, wie wir alle die eben genannten großen Deutschen in unserem Bewußtsein keineswegs bestimmten deutschen Landschaften zuordnen, sondern sie vielmehr ganz pauschal auffassen als Repräsentanten Deutschlands – desjenigen Deutschlands, dem wir selber zugehören und zugehören wollen, seien wir nun Bayern oder Mecklenburger oder Rheinländer –, ebenso kommt kein Rheinländer oder Mecklenburger oder Bayer auf den Gedanken, sich Richard von Weizsäcker vor einem spezifischen landsmannschaftlichen Hintergrund zu denken. Vielmehr empfinden wir ihn als einen Repräsentanten schlechthin des guten Deutschen. So, wie wir uns wünschen, daß der gute Deutsche beschaffen sein möge.

Freilich hat es in der Geschichte nicht bloß gute Deutsche gegeben. Kaum einer hat das so gut gewußt, kaum einer hat uns das Böse und das Verbrecherische in der jüngsten deutschen Geschichte eindringlicher ins Bewußtsein gehoben als Weizsäcker.

Allerdings hätte er dies so nicht gekonnt, hätte ihn nicht zweimal die Bundesversammlung in das höchste Amt unseres Staates gewählt. Erst das Amt des Bundespräsidenten hat dem Mann die Legitimation gegeben, nach innen, gegenüber dem eigenen Volke und nach außen gegenüber unseren Nachbarn und gegenüber der Welt, für uns alle zu sprechen. Es waren Person und Amt, die diesen Mann zu einem wahren Repräsentanten unserer Nation werden ließen – eine überaus fruchtbare Kombination von Aufgabe und Fähigkeiten und dem Bewußtsein einer großen Verantwortung.

Als Richard von Weizsäcker 1984 zum ersten Mal zum Bundespräsidenten gewählt wurde, da hatte er fast schon das herkömmliche Pensionsalter erreicht, er ist 1920 geboren. Davor lag ein langes, erfülltes Leben – nicht nur ein glückliches, sondern bisweilen auch ein tragisches Leben, als er in Nürnberg, als junger Mann, an der Verteidigung seines Vaters Ernst von Weizsäcker beteiligt, das ganze Ausmaß der Verbrechen erkennen mußte, in die wir Deutschen verstrickt sind – auch diejenigen von uns, die persönlich ohne Schuld und Fehl, auch diejenigen, die erst nachher geboren sind –, Verbrechen, deren Last vor der Zukunft wir zu tragen haben. Immerhin aber: ein erfülltes Leben, mit einer Reihe von interessanten und zum Teil herausragenden Stationen und Aufgaben.

Da war zunächst die großbürgerliche Herkunft aus einer privilegierten Familie, die über Generationen dem Staat, der Kirche oder der Wissenschaft

zu Diensten gewesen war. Da war der Glücksfall einer humanistischen Schul- und Universitätsbildung im Inland und – in der Nazi-Zeit – im Ausland, die Ausweitung des geistigen Horizonts in jungen Jahren und der Erwerb der Fähigkeit zum unabhängigen Nachdenken, gepaart mit der Fähigkeit zu einer geschliffenen Sprache.

Als ich in den 60er Jahren des öfteren lange Gespräche, auch Dispute, mit Weizsäckers Bruder Carl Friedrich hatte, Physiker und Philosoph, da habe ich auch einmal die Familie ein wenig beneidet, welche ihren Söhnen ein so reiches Rüstzeug auf den Weg ins Leben hatte mitgeben können.

Richard von Weizsäcker habe ich erst in den 70er Jahren kennengelernt; damals hatte der Jurist bereits eine aufgefächerte Laufbahn absolviert – als industrieller Manager, als Bankier, für mich vor allem als ein im Präsidium des evangelischen Kirchentages und später des Rat der EKD engagierter Christ. Für mich als Bundestagskollege war er dabei nicht der Vorkämpfer einer sogenannten christlichen Politik, wohl aber ein Christ in politischer Verantwortung. Besonders erinnere ich mich seiner, die Opposition der CDU/CSU, der eigenen Partei, mäßigende Rolle im Streit um die Ostpolitik – im Februar 1972.

Es ist eine der unvermeidlichen Schattenseiten der Demokratie, daß Oppositionsparteien die Regierung auch dann zu bekämpfen geneigt sind, selbst wenn die Regierung recht hat. Die damalige CDU/CSU-Opposition war davon keine Ausnahme, die heutige SPD-Opposition in Bonn übrigens auch nicht. Von meinem Freunde Rainer Barzel – ihn hat in diesen Tagen zum dritten Mal ein schweres familiäres Unglück getroffen – von Barzel, der in den Jahren der Großen Koalition mein zuverlässiger Partner als Fraktionsvorsitzender gewesen war, von ihm weiß ich, wie sehr Richard von Weizsäcker damals im Frühjahr 1972 dazu beigetragen hat, daß die CDU/CSU die Ostverträge durch Stimmenthaltung passieren ließ. Zwar habe ich die beiden Plenarreden Weizäckers vom Februar 1972 heute noch im Ohr, ich habe sie auch gestern abend noch einmal im Protokoll gelesen; aber die innerparteiliche Rolle Weizäckers, die hat sich mir damals nicht erschlossen, ich habe von ihr erst viel später erfahren.

Mir scheint heute, die operative Rolle des Politikers Weizsäcker und der von außen erkennbare Gestaltungswille begannen damals. Zwar lag ein Gutteil seiner kirchlichen Arbeit schon davor, vor allem seine Beteiligung an der „Ostdenkschrift“ der Kammer für öffentliche Verantwortung der EKD, aber die öffentliche Meinung, vor allem die veröffentlichte Meinung, begann erst jetzt, auf Weizsäcker zu achten.

Das liegt heute fast ein Vierteljahrhundert zurück. Inzwischen hat Bundes-

kanzler Kohl längst die Ostpolitik seiner beiden sozialdemokratischen Amtsvorgänger übernommen und fortgesetzt; ebenso unsere Politik gegenüber der DDR, ebenso auch unseren im westlichen Bündnis abgestimmten Nato-Doppelbeschluß, der Anfang der 80er Jahre heftig umstritten war, allerdings vor allem auf der Linken und innerhalb des Evangelischen Kirchentages.

Heute darf man sagen: Die glückliche Kontinuität unserer Außenpolitik hat wesentlich dazu beigetragen, daß wir Deutschen in den beiden geteilten Nachkriegsstaaten die Chance zur Wiederherstellung der Einheit Deutschlands nutzen konnten, welche Gorbatschow und der innere Verfall der sowjetischen und kommunistischen Macht uns geboten haben. Und ich darf hinzufügen: Richard von Weizsäcker hat persönlich zu dieser Kontinuität, zur Berechenbarkeit Deutschlands Wichtiges beigetragen.

Ich muß bekennen, ich habe Weizäckers Fähigkeit, die Halbstadt Berlin geistig zu führen, gröblich unterschätzt, als er 1979 nach West-Berlin ging und als er im Mai 1981 schließlich zum Regierenden Bürgermeister gewählt wurde – als später Nachfolger von Menschen wie Louise Schröder oder Ernst Reuter oder Willy Brandt – in einer damals immer noch außerordentlich schwierigen Aufgabe.

Ich bin bald von seiner Eignung für jenes Amt überzeugt worden, letztlich wohl durch seine Rede 1982 vor dem Bundestage, aus der ich diese Passage in Ihre Erinnerung zurückrufen möchte: „Es geht nicht darum, Hin- und Herreisen zu unterbinden. Gegenseitiger Sprechboykott nützt niemandem. Wichtig ist vielmehr, sich zu treffen – und dann aber auch ernsthaft und verantwortlich miteinander zu reden.“ Ich habe dem Redner damals demonstrativ gratuliert.

Berlin, West-Berlin, hat sich damals eigensinnig gegen eingeflogene West-Importe gewehrt. Die dortigen Parteien waren zum Teil zu Beton-Riegen verkommen, an Auszehrung und Filz leidend. Zugleich war die Halbstadt nicht nur Schauplatz lokaler Konflikte, sondern vor allem war sie ein Brennpunkt des Ost-West-Konfliktes, ein Nagel im Fleische des Kommunismus. Berlin suchte nach wirtschaftlich tragfähigen Aufgaben, blieb aber doch eigentlich nur verlängerte Werkbank des Westens. Die Stadt steckte in einer permanenten Identitätskrise, und wurde deshalb zugleich zu einem Mekka der alternativen Szene.

Selbst heute noch, lieber Manfred Rommel, ist es kategorisch einfacher, Oberbürgermeister von Stuttgart zu sein – bei allem Respekt vor dem schwierigen Amt an der Spitze jedweder deutschen Großstadt – als etwa Regierender Bürgermeister der Stadt Berlin, die noch lange nicht – auch seelisch noch lange nicht – wieder zu einem Ganzen zusammengewachsen ist.

Auch der Regierende Bürgermeister von Weizsäcker damals hat die weitere Zukunft seiner Stadt höchstens erahnen oder erhoffen können. Aber er war zu Recht überzeugt, die Teilung werde im Laufe der weiteren Geschichte keinen Bestand haben. Deshalb sah er Berlin als den Ort der Aufgabe, „Gewissen zu sein für die offene deutsche Frage, für die Zusammengehörigkeit aller Deutschen“.

Wer heute nach Berlin kommt oder nach Greifswald oder nach Leuna oder nach Magdeburg, wer heute in Dresden lebt oder in Neubrandenburg oder in Cottbus, der weiß: Immer noch, auch fünf Jahre nach der staatlichen Vereinigung, immer noch haben wir die Aufgabe nicht schon wirklich gelöst, uns allenthalben als ein Volk, als eine Gesellschaft, als ein- und dieselbe Nation zu fühlen. Wir werden dafür noch längere Jahre brauchen. Wir werden uns dafür gegenseitig noch sehr vieles über unsere sehr verschiedenen Leben in den langen Jahren der Trennung zu berichten haben.

Und wir müssen dazu wissen: Eine zum Teil dem normalen Bürger nur schwer verständliche Strafjustiz kann dazu nur sehr wenig beitragen. Sie muß sehr darauf achten, nicht als Siegerjustiz mißverstanden werden zu können. Richard Weizsäcker hat sich skeptisch dazu geäußert – und ich teile seine Skepsis

Aber des weiteren müssen wir dazu wissen: Um wieder voll und ganz zusammenzuwachsen, werden wir des menschlichen Beispiels bedürfen, solcher Beispiele, wie Kurt Biedenkopf, wie Manfred Stolpe oder auch wie Lothar Späth sie uns in den neuen Bundesländern geben.

Aber, lieber Herr Alt-Bundespräsident: Wir werden fürderhin auch Ihres Beispiels bedürfen! Lassen Sie mich aus eigener Erfahrung Ihnen sagen: Auch als privater Bürger bleiben Sie doch ein politischer Mensch – und 75 ist überhaupt kein Alter, in Ihrem Falle schon gar nicht! Ihre Aufgabe ist nicht bereits erledigt!

Freilich ist es wahr, was jemand Ihnen zum 75. Geburtstag ins Stammbuch geschrieben hat: Es gibt keine weittragende Nachwirkung der Amtsautorität. Aber tatsächlich reicht Ihre personale Autorität doch über das Amt hinaus; und das wird auch so bleiben!

Natürlich, meine Damen und Herren, natürlich kann kein ehrlicher Mensch eine Laudatio auf einen anderen halten, zu dem er – bei allen Unterschieden – keinerlei Affinitäten verspürt. Ebenso natürlich fühlt sich der Laudator aber doch befangen. Und aus Erfahrung weiß ich auch: derjenige, der coram publico und in extenso gelobt wird, fühlt sich auch befangen – und möglicherweise hofft er insgeheim, es möge bald vorübergehen. Gleichwohl, lieber Richard Weizsäcker, einige weitere Minuten müssen Sie noch er-

tragen, denn über Ihre Leistung als Bundespräsident muß ich noch etwas hinzufügen.

Landläufig wird die Meinung geteilt, Theodor Heuss habe dieses Amt vorgeprägt. Und tatsächlich hat ja Papa Heuss nicht nur mit Witz, behaglich schwäbelnd, am Kunstwerk der Vermittlung zwischen Bürger und Staat gearbeitet, auch hat er ganz unpräntiös den Staat repräsentiert, sondern darüber hinaus hat er uns Deutsche vergessen gemacht, daß er kaum irgendwelche politischen Machtbefugnisse besaß. Wer die Stellung des grundgesetzlichen Bundespräsidenten mit den umfangreichen verfassungsmäßigen Kompetenzen des Weimarer Reichspräsidenten vergleicht, der vom Volke direkt gewählt wurde, der stößt auf dessen Rolle als Oberbefehlshaber der Reichswehr; auf den Artikel 48, mit Hilfe dessen der Reichspräsident an Gesetzes Statt Notverordnungen erlassen konnte und Herr jedes Notstandes war; auf seine insgesamt den Reichskanzler überragenden Befugnisse. Friedrich Ebert hat unter dieser Machtfülle gelitten; die persönliche Umgebung Paul von Hindenburgs hat dessen Machtstellung schmäählich mißbraucht.

Es war diese letztere Erfahrung, welche den Parlamentarischen Rat zu Bonn 1948/49 dazu geführt hat, im Grundgesetz dem Bundespräsidenten nur ein Minimum an Befugnissen zu geben, zugunsten des vom Parlament abhängigen Kanzlers. Tatsächlich hat das Bonner Grundgesetz dem Bundespräsidenten fast überhaupt keine Macht gegeben. Sondern – mit kleinen Ausnahmen – hat es ihn auf die Aufgaben der Repräsentation beschränkt. Die Wirkung des Bundespräsidenten ergibt sich deshalb vornehmlich aus seiner persönlichen Ausstrahlung. Theodor Heuss und Gustav Heinemann haben jeder auf glückliche Weise solche persönliche Autorität ausgeübt. Sie haben, obschon sehr verschiedene Charaktere und Temperamente, uns Deutschen geistige Orientierung angeboten, die auch angenommen worden ist.

Als er noch Oppositionsführer im Bundestag war, hat Helmut Kohl des öfteren von „geistig-moralischer Führung“ gesprochen, und er hat beklagt, die Bundesregierung lasse solche Führung vermissen und deshalb nähmen Grundwerte Schaden. Damals habe ich ihn – gewißlich immer um moralische Führung meines Amtes bemüht –, damals habe ich ihn auf die Artikel 1 bis 19 des Grundgesetzes hingewiesen, nämlich auf die im Grundgesetz verbrieften Grundrechte der Person, die allein das Fundament der moralischen Führung der Regierung zu sein haben.

Später aber haben Sie, verehrter Herr von Weizsäcker, dem Manne gezeigt, was geistige, was moralische Führung sein kann. Und dies allein durch das, was Sie öffentlich sagten – und auch dadurch, wie Sie es gesagt haben.

Nämlich innerlich unabhängig, nicht als Parteimann, nicht als Duzfreund der Regierenden, sondern als einer der sich dem Ganzen verpflichtet weiß. Sie haben Beschlüsse der eigenen Partei nicht als letzte Wahrheiten angesehen. Sie haben immer spüren lassen, daß „Demokratie kein Harmoniebündnis ist, sondern vielmehr streitige, freie und offene Auseinandersetzung“. Sie hatten keine Scheu vor Kritik; Sie hatten keine Furcht vor dem Contra, aber Sie haben dem Contra auch zugehört und haben es im eigenen Urteil abgewogen. Und wenn Sie sich gerechtfertigt wußten, so sind Sie beharrlich geblieben.

Ich habe Ihnen in den allermeisten Fällen innerlich zugestimmt, in denen man Sie kritisiert hat. Ich weiß, daß die politischen Parteien und viele Ihrer Funktionäre selbstbewußte, deutliche Worte nicht gerne hören wollen – am liebsten möchten die Parteien diejenigen Menschen an kurzer Leine halten, von denen die Parteien wännen, sie seien von dieser oder jener Partei in ein Amt „entsandt“ worden. In Wahrheit sagt aber das Grundgesetz von den Abgeordneten, sie werden in geheimer Wahl gewählt und „sind Vertreter des ganzen Volkes, an Aufträge und Weisungen nicht gebunden“. Auch der Bundespräsident wird nicht von einer Partei „entsandt“, sondern er wird von der Bundesversammlung gewählt. Zwar bedarf er für seine Verfügungen der Gegenzeichnung durch den Kanzler, aber ansonsten ist er an dessen etwaige Weisungen oder Aufträge nicht gebunden. Gott sei Dank! Denn sonst müßte er sich in die Denkschablonen eines anderen einzwängen.

Als Sie, verehrter Richard Weizsäcker, gegen Ende Ihrer Amtszeit die „Machtversessenheit und Machtvergessenheit“ von Politikern und von politischen Parteien angeprangert haben, auch als Sie von der „Demoskopie-Demokratie“ gesprochen haben, da haben Ihnen viele zugestimmt, so auch ich.

Ich bin seit fünfzig Jahren Mitglied einer politischen Partei, meiner politischen Partei. Ich denke nicht daran, die politischen Parteien schlechthin für entbehrlich zu halten oder sie schlechthin zu verteufeln. Wohl aber glaube ich zu erkennen, daß die Qualität unserer politischen Klasse gegenüber den 50er und den 60er Jahren abgesunken ist. Damals, zu Zeiten Adenauers und Schumachers oder Erhards und Eilers, damals waren die Politiker, welche die Nazis und der Krieg am Leben gelassen hatte, die das Grauen und die Angst überstanden hatten, von dem unbändigen Willen erfüllt, unser Land und unsere Städte wieder aufzubauen, neu anzufangen und dafür zu sorgen, daß sich die Schrecken der Vergangenheit niemals wiederholen konnten. Die heutigen Politiker sind aus einem weniger harten Holz. Ihnen

ist es alle fünf Jahre besser gegangen als vorher. Das ist nicht ihre Schuld; wenn sie Früchte genießen, die die Alten gesät haben, so soll ihnen daraus kein Vorwurf gemacht werden. Wir müssen also mit diesem Wandel leben; schließlich sieht der Wandel in Frankreich oder in Italien oder England ähnlich aus. Wir alle müssen auch mit der Tendenz zur Oberflächlichkeit leben, welche uns die vielen Fernsehkanäle und die Demoskopie beschert haben. Aber wenn dann immer mal wieder doch einer in ein hohes Amt gewählt wird, der anders ist, der in die Tiefe geht, dann dürfen wir von einem Glücksfall reden. Der Bundespräsident Richard von Weizsäcker, meine Damen und Herren, der war in der Tat ein Glücksfall! Diese Universität tut recht daran, ihn zu ehren.

Richard von Weizsäcker

Danksagung

Daß mich diese Stunde bewegt, das werden Sie verstehen und mir glauben. Ich danke von Herzen der Universität Stuttgart für die mir zugedachte Auszeichnung. Ich danke der Universität auch dafür, daß sie Helmut Schmidt eingeladen hat und ihm für seine Worte. Wir kennen uns schon ziemlich lange, aber wir haben im allgemeinen nicht Worte des Lobes untereinander ausgetauscht, sondern mehr als einmal auch die Klänge gekreuzt, wenn ich mir anmaßen darf, das gegenüber dem Bundeskanzler Schmidt zu sagen. Aber dieser Wettbewerb, um den es ja in der Demokratie geht, wurde von Helmut Schmidt immer so geführt, daß die Macht, um die notwendigerweise gekämpft werden muß, immer nur als ein Mittel zur besseren Lösung der Probleme aufgefaßt wird und nicht umgekehrt, die Probleme als ein Instrument zur besseren Erringung der Macht eingesetzt werden.

Bei Helmut Schmidt verbinden sich stets Denken und Handeln unauflöslich miteinander. Er entflieht nie aus der Welt der Tatsachen in die Welt der Gedanken. Aber seine Gedanken blieben stets das Fundament und auch die Kontrollinstanz für die Tatsachenwelt: d. i. die Tugend des pflichtgemäßen Handelns oder, wie Helmut Schmidt seit je die Politik definiert, pragmatisches Handeln zu sittlichen Zwecken. Also der Tugend des pflichtgemäßen Handelns geht stets die Zucht der Gedanken voraus. Das ist wahrhaft selten und wertvoll genug – ein Beispiel, das jedem von uns gut tut, auch der Universität. Und deswegen ist diese ungewöhnliche Veranstaltung im Rahmen einer Universität auch etwas, von dem ich empfinde, daß es Bezug auf unser Leben und unser Gemeinwesen hat und daß es damit auch der Universität gut tut.

Was ist ein Ehrenbürger? Es ist eine Ehre, Bürger eines Gemeinwesens zu sein. Es gereicht mir zur Ehre, Bürger des Gemeinwesens „Universität Stuttgart“ geworden zu sein. Denn als ein Gemeinwesen verstehe ich diese Universität mit ihren über 20 000 Studierenden, ihren 14 Fakultäten, ihrer interdisziplinären und internationalen Zusammenarbeit und ihrer Verpflichtung auf gemeinsame Prinzipien. Gemeinwesen, das Gemeinsame, gemein – das Wort „gemein“ ist laut den Brüdern Grimm ein altes, hoch-

wichtiges und edles Wort. Es sei nun aber übel heruntergekommen, so fügen sie hinzu. Dem gilt es abzuhelfen. Die Rede ist von dem, was alle angeht, was eine Gemeinde bildet. Dies ist eine schwierige Aufgabe von zentraler Bedeutung gerade in einer Zeit des geistigen Partikularismus, der Individualisierung und der Privatisierung. Es kommen auch auf die Universitäten harte Zeiten zu, und über die Universitäten möchte ich noch ein paar Worte sagen.

Die Universitäten befinden sich in Zeiten dramatischer Veränderungen. Sie haben gleichzeitig nach verschiedenen Seiten zu kämpfen. Am meisten hört man begreiflicherweise von der Finanznot. Was in Deutschland für den Bildungssektor aufgewendet wird, plaziert unser Land auf einen der hinteren Plätze unter den sogenannten hochentwickelten Nationen. Die Haushalte der Universitäten unterliegen nicht der allgemeinen Kürzung, sondern eher einer überproportionalen. Dazu tragen natürlich viele Gründe bei, und auch die Universitäten sind dafür zum nicht geringen Teil selber mitverantwortlich. Denn was in der Politik über Haushalte beschlossen wird, das ist ja immer auch, im Grunde sogar primär, ein Reflex auf die Stimmung in der Bevölkerung im Ganzen. Und da müssen wir von einem Rückgang des Ansehens der Universitäten sprechen.

In Zeiten wachsender struktureller Beschäftigungsprobleme fragt die Öffentlichkeit nach praktischer, möglichst kurzfristig meßbarer Nützlichkeit der Hochschulen. Nun ist gerade für die Universität Stuttgart die Forderung nach Praxisbezug wahrlich nichts Neues. Dieser Gedanke stand bei ihr seit ihrer Gründung in hohem Ansehen. Ja, ihre Gründung selbst markiert den Beginn des industriellen Zeitalters in Württemberg. Die Schwerpunkte der Universität Stuttgart sind die technischen Wissenschaften. Wonach heute besonders stark gerufen wird, neue Schlüsseltechnologien, Bildschirmtechnik, Bioverfahrenstechnik, Energieforschung, Umwelttechnik, Materialforschung, dies alles gehört seit langem zum Standard der Universität Stuttgart. Der Umfang der eingeworbenen Drittmittel durch die Universität, ihre Stiftungsprofessuren, ihre Aus- und Weiterbildungsprogramme weisen der Universität Stuttgart einen herausragenden Platz unter den Hochschulen in Deutschland zu.

Nach meiner festen Überzeugung hat die Universität Stuttgart ihren hohen Rang nicht zuletzt dadurch begründet, daß sie ihre praxisnahe und pioniermäßige Modernität nicht dazu mißbraucht, um bewährte Grundsätze und Erfahrungen preiszugeben, die sie im Laufe ihrer Geschichte als bewährt erkannt hat: gemeint ist das allgemeinbildende, über das rein technische Fachwissen hinausgehende Studium und die Verbindung von Forschung

und Lehre. Dieses Programm fortzusetzen ist gar nicht leicht in einer Zeit, in der die finanziellen Mittel für anderes oft schneller zu haben sind – entweder für Berufsakademien und Fachhochschulen oder auch für die reine Forschung ohne Lehre.

Und doch bleibt es entscheidend, an den Erfahrungen festzuhalten, die bis heute die Universität Stuttgart kennzeichnen. Denn Forschung wird nicht behindert, sondern inspiriert, wenn sie sich in der Lehre übt, erprobt und der Bewährung stellt. Und das Allgemeinbildende ist auf dem Weg zu den Praxisberufen, zumal zu Führungspositionen, kein lästiges Hindernis, sondern eine notwendige Erweiterung und Vertiefung des eigenen Horizonts und Urteils. Beides braucht man, wenn es darum geht, verantwortlich zu handeln. Es muß ja nun nicht jeder Stuttgarter im Zeichen der allgemeinen Bildung die ganze lange Glocke des Marbachers Schiller hersagen können, obwohl ich dieses Beispiel eigentlich nicht wählen darf, hat doch die unvergeßliche, verehrungsvoll geliebte Professorin der Universität Stuttgart – Käte Hamburger – vor wenigen Jahren hier in diesem Weißen Saal des Schlosses freundlichst gesagt, das Schönste an Stuttgart sei doch Marbach.

Das Ziel der allgemeinen Bildung ist die Fähigkeit zum Urteil über den Platz der eigenen spezifischen Fachkenntnis im größeren Rahmen des menschlichen Zusammenlebens. Das Ziel ist nichts anderes, als den engeren Praxisbezug im weiteren Gemeinsinn einzubetten. Das weiß ich natürlich am ehesten aus meiner Erfahrung aus den letzten 25 oder 30 Jahren, in denen die Politik mein Beruf gewesen ist. Da geht es vor allem darum, den Praxisbezug „Wahlgewinn“, der legitim ist, nicht als das eigentliche Ziel des demokratischen Gemeinwesens zu verstehen.

Was machen Politiker ohne Allgemeinbildung, wenn sie der größten Aufgabe unserer Gegenwart im Inneren, der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, gegenüberstehen? Was machen sie, wenn sie dabei nicht wissen, welche Folgen es für die Demokratie und den sozialen Zusammenhalt in der Gesellschaft haben kann, sollte es nicht gelingen, die gegenwärtige Entwicklung wirksamer aufzuhalten, bei der aus unserer Volkswirtschaft die Wirtschaft im globalen Sinne auswandert und das Volk im sozialen Sinne zurückbleibt? Was macht man in der Politik ohne die historische Erfahrung mit den Versuchungen und Sorgen, die sich alle unsere Nachbarn in bezug auf uns Deutsche in der Geschichte gemacht haben? Und mit denen man heute an die Entwicklung der europäischen Einigung herangeht. Wie sollen wir die Aufgaben meistern, Ost und West zunächst im eigenen Land zu vereinigen und darüber hinaus dann in Europa, wenn wir nicht lernen und praktizieren, daß sich vereinigen „teilen lernen“ heißt.

Zusammenhänge dieser Art zu verstehen, ist durch bloßen Praxisbezug und Fachwissen nicht zu leisten. Jeder Beruf, jede Tätigkeit und Aufgabe haben ihre eigene Blickrichtung, wenn von allgemeiner Bildung die Rede ist. Aber es gibt wohl keine verantwortlichen Tätigkeiten, bei denen die allgemeine Bildung nicht eine notwendige Erweiterung des Horizonts mit sich bringen würde. Deswegen ist gerade eine Universität, die wegen ihres Praxisbezuges besonders renommiert ist, gut beraten, den Gedanken an die allgemeine Bildung nicht zu streichen oder zu vermindern, weil um die Mittel gekämpft wird und gekämpft werden muß. Es muß ja auch der Fachgelehrte bereit sein, sein Spezialgebiet als Teil in das Ganze einzuordnen und dies gilt ebenso auch für eine Universität, die im Wettbewerb steht um die immer knapper werdenden öffentlichen Mittel. Auch sie muß immer wieder lernen, wie sehr sie, aber eben nicht nur sie, sondern alle kämpfen müssen: die Kindergärten und die Behindertenheime, die Sozialhilfeämter, die kleinen Kulturzentren und die Entwicklungshelfer.

Magnifizenz, ich will damit natürlich nicht anregen, aus lauter Allgemeinbildung auf den Kampf um die Mittel zu verzichten. Ich will nur meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß Ihre Universität in einer sehr glücklichen und heute selten anzutreffenden Weise den Wert der allgemeinen Bildung genau für den Praxisbezug selbst hochhält und pflegt. Das fördert nachdrücklich den Berufsweg, den langen Berufsweg aller Ihrer Absolventen. Es fördert den allgemeinen Wert Ihrer Forschung, und es fördert nicht zuletzt das dankbare Verständnis der Gesellschaft für den bewiesenen Gemeinsinn Ihrer Universität. Und so gelten meine Wünsche Ihrer weiteren, wie ich zuversichtlich hoffe, glücklichen Entwicklung. Ich wünsche Ihnen möglichst wenig zentralistische Gängelung durch den Staat, die nur zur nivellierenden Vereinheitlichung führt, statt zur Differenzierung nach dem Maßstab der Qualität. Schon mein Großvater hat sich hier in Stuttgart gegen die Gleichmacherei durch die Reichsbehörden gewehrt. Wir haben heute eine andere Verfassung als damals; aber die Tendenzen sind durchaus vergleichbar. Die Gleichmacherei kostet mehr Geld und bringt weniger Qualität hervor. Ich wünsche Ihnen deshalb möglichst viel Freiheit von der administrativen Gängelung bei den zahlreichen Fragen nach Stellen, bei den Ängsten vor Haftungsgründen. Ich wünsche Ihnen möglichst viel gesuchte und freudig praktizierte Selbstverwaltung in der Verteilung und Zweckbestimmung der Mittel, damit jeder weiß, wer welchen Fehlschlag oder welchen Erfolg herbeigeführt hat.

Grundlage des Vertrauens, das die Universität in der Gesellschaft braucht, ist auch Klarheit darüber, wer verantwortlich ist. Die Universität Stuttgart,

Magnifizenz, sorgt nach Kräften für diese Klarheit, und ich will, so gut ich es kann, ihr helfen, das Wichtigste zu mehren und zu festigen, um das es geht, nämlich Vertrauen. Das ist eine ehrenvolle Aufgabe für mich. Ehrenvoll – zusammen mit Hans Merkle – ehrenvoll in Stuttgart und ehrenvoll, es für diese Universität zu tun.

Chronologische Übersicht* der Ehrenbürger der Technischen Hochschule bzw. der Universität Stuttgart

1929	Bach, Carl von Bauer, Karl Bazille, Wilhelm Beyerle, Josef Bolz, Eugen Bosch, Robert Casanova, Silvio Dehlinger, Alfred Euting, Walter Finstertwalder, Sebastian Fischer, Theodor Görges, Johannes Hindenburg, Paul von Kreiß, Heinrich Meyding, Robert Nernst, Walter Pflüger, Albert Reusch, Paul Hermann Reuter, Wolfgang Schweitzer, Albert Sigel, Walter Sommerfeld, Arnold Stieler, Karl Stodola, Aurel Tammann, Gustav	1946	Münzinger, Adolf
		1949	Grammel, Richard Hahn, Otto Keil, Wilhelm
		1951	Haspel, Wilhelm Zenneck, Jonathan
		1952	Bonatz, Paul Walz, Hans
		1953	Kade, Max Voith, Hanns M.
		1954	Bauersfeld, Walther
		1960	Wurster, Carl
		1961	Fahr, Otto
		1962	Lippart, Walter
1931	Pistorius, Theodor von	1994	Merkle, Hans L.
1932	Willstätter, Richard	1995	Weizsäcker, Richard von

* Ein alphabetisches Verzeichnis aller Ehrenbürger mit biographischen Angaben ist in Band 47/1994 (Hans L. Merkle) der Reden und Aufsätze auf den Seiten 39–46 abgedruckt.